

Predigt am 13.S.n.Trin.: Lk 10, 25-37

Liebe Gemeinde,

Über dem 10. Kapitel des Lukas-Evangeliums liegt das Licht der Ewigkeit! „Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter aussende in seine Ernte“, so heißt es am Beginn – die Ernte, ein Bild für das, dem wir entgegenleben. „Wer euch hört, der hört mich“ – unsere Worte als Getaufte, als Gesandte des Herrn sollen gehört werden als ewige Worte! „Freut euch, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind“ – das sind die wesentlichen, die Schlüsselworte, die unserem Predigtabschnitt in Lk 10 vorangehen und die ihm die Färbung geben.

Die Eingangsfrage des Gesetzeskundigen, des Schriftgelehrten, nimmt diese Färbung auf: „Was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“

Hinter dieser Frage verbirgt sich die religiöse Kernfrage, unsere Frage nach unserer Beziehung zu Gott, hier im Jetzt unseres irdischen Lebens und darüber hinaus, die Frage nach mir und nach Gott, die Frage nach dem, was bleibt. Luther hatte gefragt: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Bonhoeffer fragt in einem bekannten Gedicht: „Wer bin ich?“ Wir würden die religiöse Frage, die uns – oder jedenfalls diejenigen unter uns, denen Religion von entscheidender Bedeutung ist – beschäftigt oder zuzeiten sogar umtreibt, vermutlich anders formulieren. Wir fragen heute vielleicht eher nach dem Sinn unseres Lebens und wo Gott in unserem Leben vorkommt. „Ich möchte Gott spüren“, das höre ich oft in geistlichen Begleitgesprächen. „Wie kann ich Gott spüren?“

Denn wir ahnen, dass ewiges Leben nicht etwas furchtbar Langes nach unserem Tod ist, das wir uns nicht vorstellen können. Sondern wir ahnen, dass Ewigkeit eine Dimension unseres jetzigen Lebens ist. Ich nenne es gern die „vertikale“ Dimension unseres Lebens, die Verbindung „nach oben“ oder auch der Blick „von oben“ auf unser Leben, das sich im normalen alltäglichen Empfinden in einer horizontalen Dimension abspielt, im Rahmen der Schöpfung, in Raum und Zeit. Wir fragen aber eben nach dem „Mehr“, nach dem Dahinter – und nennen es Ewigkeit, oder Reich Gottes, oder „Himmel“, *heaven* auf englisch. Und möchten dann gerne wissen: Wo spüren wir das? Wo ist Gott in meinem Leben? Wo komme ich an das heran, was wir „ewiges Leben“ nennen?

Das ist wohl das Anliegen des Thora-Gelehrten, der übrigens seinerseits Jesus respektvoll mit „Lehrer“, *didáskale* – Luther übersetzt: „Meister“ – anredet. Lukas beschreibt es so, als wolle der Schriftgelehrte Jesus prüfen, ihn mal austesten. Dafür hätte er ja auch etwas anderes fragen können. Aber er verfällt auf die zentrale Glaubensfrage. Und Jesus, nicht weniger „schriftgelehrt“, verweist ihn an die Schrift, eben an die Thora. Der Gesetzeskundige antwortet, erwartungsgemäß zutreffend, mit dem Zitat des doppelten Liebesgebots: *Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen deinen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.*

Wir Christen können es uns nicht oft genug klarmachen, dass dies Liebesgebot eben keine neutestamentliche Erfindung ist, sondern Kern und Mitte des

alttestamentlichen Gesetzes: „In ihm hängen das ganze Gesetz und die Propheten“, so sagt ein anderer Schriftgelehrter an anderer Stelle! Das Gebot der Nächstenliebe haben wir eben gehört in der Lesung aus Levitikus, dem 3. Buch Mose. Aber verweilen wir noch einen Augenblick beim ersten Teil des Doppelgebots, der Gottesliebe: Sie soll ganzheitlich sein: *von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen deinen Kräften und von ganzem Gemüt* – mit unserem ganzen Willen, unserer ganzen Lebenskraft und Sensibilität, mit aller Energie und unserer ganzen Intelligenz!

Wegen dieser Ganzheitlichkeit unserer Gottesbeziehung gehören im Glauben schöne Gottesdienste und die Hilfeleistung, bei der wir uns womöglich die Hände schmutzig machen, zusammen. Gebet, Hören und Tun, ganz benediktinisch: *ora et labora et lege*, beten, arbeiten und die Heilige Schrift lesen!

Und wegen dieser Ganzheitlichkeit, die gerade dem Evangelisten Lukas ganz wichtig ist, entfaltet er in seinem Evangelium die Antwort auf die religiöse Frage in zwei Schritten. Er lässt Jesus das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählen, als Antwort auf dessen Frage nach dem Nächsten. Und dann schließt er unmittelbar die kleine Erzählung von Maria und Martha an. Beides gehört für Lukas zusammen – am Ende des Kapitels, das im Licht der Ewigkeit steht! Beides enthält Botschaften, die zusammen gehören und die sich ergänzen:

Nicht nur Gottesdienste, in denen Priester und Levit auf ihrer Rückkehr vom Tempeldienst in Jerusalem vielleicht noch ganz versunken sind, in denen ihr Herz noch weilt; und womöglich Reinheitsvorschriften, rituelle Gebote, die es ihnen untersagen, sich durch die Berührung eines Verletzten, oder eines halb oder ganz Toten zu verunreinigen – wer weiß, warum die Beiden den Verletzten zwar „sehen“, aber eben doch nicht „sehen“ – und vorübergehen. Es ist ja kein Zufall, dass es gerade zwei ganz sicher religiöse Menschen sind, deren Herz sich nicht ansprechen lässt von der Not des Überfallenen.

Aber auch nicht nur Aktivitätsrödelei vor lauter Gastfreundschaftspflichten, wie bei Martha, sondern auch Zuhören! Es reicht eben nicht, dem Gast nur ein perfektes Essen vorzusetzen, das viel Mühe und Arbeit kostet, wo man stundenlang in der Küche steht. Sondern in erster Linie erwartet der Gast aufmerksame Zuwendung, Zeit für ein Gespräch – zumal, wenn dieser nicht irgendein Gast ist, sondern „der Herr“, der von Gott Gesandte! Da hätte es gereicht, eine Pizza in den Ofen zu schieben, irgendetwas Schnelles, das Zeit lässt für eine gute Begegnung.

Damit sind wir dem Geheimnis unseres Gleichnisses vom Barmherzigen Samariter vielleicht auf die Spur gekommen: Das erschöpft sich nicht darin, eine theologisch begründete ethische Anweisung zu geben, so nach der Form: Und die Moral von der Geschichte: sei mal schön nächstenlieb! Das wissen nämlich auch andere Leute. Mitleidig und hilfsbereit zu sein ist kein Alleinstellungsmerkmal für Juden und Christen. Die beiden jungen Männer, die mich, als ich auf der Straße gestürzt war, wieder auf die Beine gestellt haben – waren das Christen? Keine Ahnung; ich konnte kaum danke sagen, so schnell waren sie im Straßengetümmel wieder verschwunden. Die junge Frau, die mir in der Straßenbahn ihren Platz anbot, war offensichtlich nicht einmal eine Deutsche; Muslimin vielleicht? Keine Ahnung.

Und in unserem Gleichnis also ein Samariter, vermutlich auf Geschäftsreise, der sich wahrscheinlich keine Gedanken machte über das ewige Leben – oder vielleicht doch? Man weiß es nicht. Jedenfalls ist es ein von den Juden geringgeschätzter Ausländer.

Was macht ihn so vorbildlich, dass Jesus dem Thora-Lehrer empfiehlt, es genauso zu machen? Sicher nicht seine Frömmigkeit.

Ein Sätzchen fällt auf in dem Gleichnis. In dem er sich von den beiden anderen unterscheidet. Alle drei kommen des Weges, so erzählt das Gleichnis, alle drei „sehen“ – die beiden Ersten setzen ihren Weg fort; vom Dritten aber heißt es dann: „es jammerte ihn“. Das Sätzchen fällt deswegen auf, weil die Evangelien sonst meist nur von Jesus erzählen, dass er „sah und es ihn jammerte“. Manchmal taucht es auch in Gleichnissen auf, in denen der, den solchermaßen das Mitleiden überkommt, als Bild für Gott steht (Gleichnis vom verlorenen Sohn bzw. vom barmherzigen Vater). Dieses Wörtchen „jammern“ hat in seiner Wortbedeutung im Griechischen etwas zu tun mit dem Eingeweide: Das, was er sieht, dreht ihm den Magen um, das geht ihm an die Nieren; das macht körperlich etwas mit ihm, sodass er einfach was tun muss! So wie Jesus angesichts des Leides der Witwe von Nain einfach etwas tun musste – nämlich den Sohn wieder ins Leben holen, ihn der Mutter zurückgeben! Oder angesichts der vielen Menschen, die hungern nach Speise, leiblich und geistlich, dass er einfach etwas tun muss – nämlich ihnen Mittel zum Leben geben! Oder die beiden Blinden auf dem Weg nach Jericho – die er wieder sehend machte. Solches Mit-leiden, solches Sich-anrühren-lassen von der Not eines Menschen – das ist Jesu Eigenschaft, das steht zeichenhaft das Erbarmen Gottes. Und so reagiert hier der Samariter! So Jesus-ähnlich!

Was der dann im Einzelnen tut, ist das, was heute jeder im Erste-Hilfe-Kurs lernt. Außer vielleicht die finanzielle Vorsorge; da kann man heute auf irgendwelche Versicherungen hoffen, dass sie die Kosten übernehmen. Das war damals nicht so. Das Entscheidende ist nicht, was genau er tut, sondern dass er sich anrühren lässt, existenziell anrühren lässt, von der Not des anderen Menschen.

Ein zweites Sätzchen fällt auf in der Gleichniserzählung Jesu, über das schon öfter Leser und Leserinnen gestolpert sind: Die Frage war zu Beginn gewesen: „Wer ist mein Nächster?“ Und am Ende fragt Jesus: „Wer ist der Nächste dem, der unter die Räuber gefallen ist?“

Da werden scheinbar Rollen vertauscht! Der „Nächste“, der geliebt werden soll, ist plötzlich nicht mehr der Hilfsbedürftige, sondern der (oder die) Helfende!

Ist das ein Versehen von Jesus – oder von Lukas? Ist es Zufall? Hat da einer nicht ordentlich Korrektur gelesen? Oder ist das Absicht des Erzählers?

Mir scheint, es steckt ein tiefer Sinn dahinter, der wiederum unserem Handeln Orientierung geben kann. Der Nächste, dem ich helfe, steht nicht mit mir auf Augenhöhe! Er liegt da unten, ist angewiesen auf mich, hilflos. Ich bin so nett und so großzügig zu helfen; der andere ist zu Dank verpflichtet. Was täte er auch ohne mich? Und: Ich denke ja schließlich an das ewige Leben, das ich ererben möchte.

Ich möchte ja schließlich in den Himmel kommen. Und da brauche ich jemand, dem ich etwas Gutes tun kann...

Wenn ich mich in die Lage des Hilfsbedürftigen versetze – und in die Lage kann ich durch eine Krankheit oder einen Unfall ganz schnell kommen, dann spüre ich: Ich mag mir nicht gern helfen lassen, weil der oder die andere ein gutes Werk tun möchte, um in den Himmel zu kommen! Da werde ich in meiner Hilfsbedürftigkeit instrumentalisiert für das Seelenheil des Helfenden. Was ich möchte, und was mir gut tut, das ist die absichtslose Zuwendung des Anderen, die ich dankbar annehmen kann. So wird mir der Helfende zum Nächsten, der nicht über mir, sondern neben mir ist, mir beisteht. So entsteht eine respektvolle Beziehung, Nähe, auf Augenhöhe!

Mir scheint, nicht das Tun des Guten an sich ist das Thema des Gleichnisses. Die Botschaft an den Schriftgelehrten und an uns ist: Das ewige Leben braucht man sich nicht zu verdienen durch gute Werke. Sondern es ist da – in mir und um mich; Gott ist da – in mir und in den Menschen um mich herum, in der ganzen Schöpfung. Er begegnet mir im ganz alltäglichen Leben, mitten im Weltgeschehen! „Gott suchen in allen Dingen“, sagt Ignatius.

Gott lieben *von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen deinen Kräften und von ganzem Gemüt*, ganzheitlich also, meint nicht einzelne Taten oder gut auswendig gelernte Bibel- und Katechismusverse. Es meint eine Haltung, eine Haltung der aufmerksamen, liebevollen Zuwendung zur Welt, absichtslos und selbstvergessen. Amen.